



Von Siegel zu Sinclair: Eine jüdische Familiengeschichte unserer Zeit

von

H. Peter Sinclair

Einleitung

„Vor mehr als einem halben Jahrhundert ...“ Es klingt so weit entfernt, wenn man dieses Etikett an sein eigenes Leben heftet. Aber insbesondere die Erinnerungen der Juden in Deutschland an die Ereignisse unter Hitler in den 1930er Jahren müssen für die folgenden Generationen und vor allem für unsere Kinder und Enkel dokumentiert werden. Letztere könnten sich sonst in späteren Jahren vielleicht wundern, warum ihr Großvater einen schottischen Namen, aber keine schottischen Vorfahren oder Verwandten hatte.



Die Siegels Anfang der dreißiger Jahre auf dem Walchensee

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Die Siegels in Deutschland

Die Familie Siegel stammt ursprünglich aus Franken. Ich habe ihre Geschichte schon bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erforscht.

Mein Großvater war noch ein Landwirt. Meine Familie - mein Vater, Dr. Michael Siegel, meine Mutter Mathilde oder kurz Tilde, meine Schwester Maria Beate und ich - lebte bis in die dreißiger Jahre ein normales deutsch-jüdisches bürgerliches Leben in München.

Zusammen mit seinem Vetter, Dr. Julius Siegel, war mein Vater geschäftsführender Rechtsanwalt in der sehr bekannten, von seinem Onkel, Leopold Siegel, in den 1890er Jahren in der Weinstraße 11 in München gegründeten Kanzlei Siegel, die viele nichtjüdische sowie jüdi-

sche Klienten hatte. Unter den ersteren befanden sich auch Mitglieder der Wittelsbacher, der königlichen bayerischen Familie.

Folgende Geschichte aus den frühen 1920er Jahren erzählte mein Vater gerne, wenn der Name Wittelsbacher aufkam: Nachdem er an einem gewöhnlichen Arbeitstag bereits einige Klienten empfangen hatte, betrat ein weiterer das Sprechzimmer. Es war Kronprinz Rupprecht, einer der Wittelsbacher Prinzen. Mein Vater entschuldigte sich mit dem Worten: „Bitte verzeihen Sie, Eure königliche Hoheit, wenn ich gewusst hätte, dass Sie da sind, hätte ich Sie nicht warten lassen.“. Darauf antwortete der Prinz: „Herr Doktor, glauben Sie mir, ich hab’ mehr Zeit als die anderen.“

Mein Vater war ein Jude mit liberaler Neigung, obwohl er aus einer orthodoxen Familie stammte. Er war prominent und aktiv in der liberalen jüdischen Gemeinde, kurzum, er war ein typischer deutscher Jude, der sich sowohl seiner Nationalität als auch seines Glaubens ganz bewusst war.

Wir wohnten in einer 4-Zimmer-Wohnung im 4. Stock der Possartstraße 10 in Bogenhausen, wo ich im Februar 1921 auf die Welt kam.

Das Häusl

Für die Sommerfrische besaßen wir in der Ortschaft Walchensee im Oberland ein Holzhäusl nach Plänen des bekannten Münchner Architekten Richard Riemerschmid. Mein Vater war sehr beliebt im Ort, damals noch ein winziges Dorf mit nicht viel mehr als zwei Bauernhöfen. Er gab dort jedem, der ihn fragte, kostenlosen juristischen Rat. Ich ging jahrelang sogar für einige Wochen in die dortige Volksschule, weil meine Mutter, Schwester und die Köchin schon vor den offiziellen Sommerferien nach Walchensee aufbrachen, um dort einen möglichst langen Sommer zu verbringen. Mein Vater kam meist später nach und manchmal über ein verlängertes Wochenende.



Das Häusl

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Bis 1936 absolvierte man diese Reise natürlich mit der Eisenbahn. Ich kann mich noch gut an die „Isartalbahn“ erinnern mit einer Dampflokomotive und Gaslampen in den Waggons. Ge-

essen ist man auf Holzbänken. 1936 kaufte mein Vater ein Auto, einen Opel Olympia, den er aber nur 2 Jahre lang benutzen durfte - dann kam im November 1938 die „Kristallnacht“. Im Dezember 1938 wurden den Juden gesetzlich ihre Führerscheine entzogen.

Leider gab es auch einen ganz unangenehmen Nazi im Dorf, einen Herrn B., den Besitzer des gleichnamigen Cafés. Dieser Mann hatte sich allerdings vor 1933 öfters Rat von meinem Vater geholt. Einige Zeit nachdem Hitler an die Macht gekommen war, spuckte dann B. meinem Vater auf offener Straße ins Gesicht! Das war aber noch nicht alles: 1937 oder 1938 wurde plötzlich ein Schild an der Türe unseres Häusls angebracht, auf dem stand, dass wenn wir es wagen sollten es zu betreten, das Häusl und mit ihm auch wir in die Luft gesprengt würden.

Unsere Eltern hatten natürlich keine Lust die Probe aufs Exempel zu machen! Schließlich musste mein Vater dem Zwangsverkauf des Häusls an einen „Arier“ zustimmen. Der Käufer, den mein Vater persönlich kannte, hat sich nach dem Krieg übrigens tadellos benommen, denn er bot meinem Vater an, den realen Wert des Häusls nachzuzahlen, was mein Vater aber ablehnte.

Nymphenburg

Bereits seit den 1890er Jahren vertrat die Kanzlei Siegel die Porzellanmanufaktur Nymphenburg. Daher kannten meine Eltern die Inhaber der Manufaktur, die Familie Bäuml. Alljährlich bekam mein Vater eine Porzellanfigur als Weihnachtsgeschenk von der Familie Bäuml. Zuhause hatten wir eine große Glasvitrine, in der sämtliche Porzellanfiguren präsentiert wurden.

Zur Zeit der Auswanderung meiner Eltern gaben sie die Sammlung einem nichtjüdischen Bekannten zur Aufbewahrung. Nach dem Krieg wandte sich mein Vater an diesen Herrn und erkundigte sich nach der Sammlung. Der Betreffende konnte sich dann allerdings an nichts mehr erinnern! Meine Eltern ließen die Angelegenheit auf sich beruhen, bis mein Vater einige Jahre später Herrn Bäuml in München wieder sah. Herr Bäuml erkundigte sich nach der Sammlung, worauf mein Vater ihm die Geschichte erzählte.

Die Porzellanmanufaktur besaß noch die genauen Belege darüber, welche Geschenke meinen Eltern gegeben worden waren. Herr Curt Bäuml veranlasste ohne Wissen meines Vaters, dass die Sammlung rekonstruiert wurde. Sie wurde eingepackt und in einer großen Kiste mit dem Dampfer nach Peru verschifft. Meine Eltern waren sprachlos und tief gerührt von dieser Geste der Zuneigung und des Mitgefühls.

März 1933

Mein Vater war er ein großer Optimist und Idealist, der 1933 ernstlich glaubte, dass Hitler und sein Regime nur eine kurzfristige und skurrile Episode in der deutschen Geschichte bleiben würden. Doch schon im März 1933 wurden die Schaufenster etlicher jüdischer Geschäfte in München von den Nazis eingeschlagen. Der Inhaber eines dieser Geschäfte war Herr Max Uhlfelder, Besitzer des Kaufhauses Uhlfelder im Rosental. Herr Uhlfelder selbst wurde in damals noch gesetzwidrige „Schutzhaft“ im Konzentrationslager Dachau genommen.

Mein Vater war Herrn Uhlfelders Rechtsanwalt. Er machte einen Termin im Polizeipräsidium, um sich über die Behandlung seines Klienten zu beschweren. Zu der Zeit war der Polizeipräsident Heinrich Himmler, der SA- und SS-Straßenlämmel als sogenannte „Hilfspolizisten“ rekrutiert hatte. Im Polizeipräsidium haben diese „Hilfspolizisten“ meinen Vater fürchterlich körperlich misshandelt, unter anderem ihm einige Vorderzähne ausgeschlagen und das

Trommelfell in einem Ohr zerstört. Nach dieser Behandlung hat man ihm dann die Hosenbeine abgeschnitten und ihn blutend, barfuß ohne Socken oder Schuhe, durch das Zentrum von München getrieben, umgeben von dem jetzt mit Gewehren bewaffneten Trupp. Um den Hals musste er ein Schild tragen mit den Worten „Ich bin Jude, aber ich werde mich nie mehr bei der Polizei beschweren“.

Es wurden zwei Fotos dieses demütigenden Marsches von einem Herrn Heinrich Sanden aufgenommen. Die Negative wurden so schnell wie möglich in die USA verschifft und diese bekannten Bilder sind daraufhin in der ganzen Welt veröffentlicht worden. Sie werden auch heute noch reproduziert in Schulbüchern, Zeitungen, in Fernsehsendungen und auch im Internet.

Diese Ausschreitung hätte vermutlich die meisten Männer dazu bewegt umgehend auszuwandern. Mein Vater, trotz allem, was ihm persönlich passierte, glaubte aber immer noch daran, dass es seine Pflicht als Mensch und Jurist sei, weiterhin anderen zu helfen.

Meine Schulzeit



Der „Ernst des Lebens“ beginnt: Die erste Klasse in der Gebeleschule 1927

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)



Links vor der Lehrerin, Fräulein Winter, H.P. Siegel, rechts sein langjähriger Freund Gustl Schuster

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Im März 1933 war ich gerade 12 Jahre alt. Nach den üblichen vier Jahren in der Volksschule (Gebeleschule) besuchte ich das Wilhelmsgymnasium. Ungefähr zu dieser Zeit entstand ein neues Gesetz, das nur Kinder von jüdischen Frontkämpfern im Ersten Weltkrieg erlaubte ein Gymnasium zu besuchen. Als Kind hatte mein Vater den Daumen seiner rechten Hand bei einem Unfall in einer Futterschneidemaschine auf dem Bauernhof seines Vaters verloren. Ohne Daumen konnte er natürlich kein Gewehr bedienen und wurde deshalb bei dem Militär nicht angenommen. Statt dessen wurde er Skilehrer im Offiziersrang, der im Winter Mannschaften im Skifahren ausbildete.

Ich war also gezwungen das Gymnasium zu verlassen und wurde während der nächsten fünf Jahre Schüler in der Höheren Handelsschule der Hansaheime, die ich bis zur Obersekundareife besuchte. Aus dieser Zeit kann ich mich hauptsächlich nur noch an die unangenehmen Episoden in dieser Schule erinnern: Wir jüdische Jungen mussten an den hintersten Pulten sitzen. Unsere Noten, besonders in Deutsch, wurden immer als „genügend“ beurteilt, ungeachtet dessen, was man wirklich geleistet hatte.

An die jüdischen Jungen in meiner Klasse wurden selten Fragen gestellt, aber man hörte an deren Stelle öfters antisemitische Bemerkungen von einigen der Lehrer, besonders von den jüngeren. In dieser Schule hat man uns Juden bestenfalls als „nicht existierend“ behandelt. Meine Klassenkameraden waren beinahe alle bei der Hitlerjugend. Ich wurde ab und zu tyrannisiert und auch manchmal körperlich angegriffen. Sehr verletzend war die Tatsache, dass man von manchen der nichtjüdischen Schulkameraden oft verhöhnt, beleidigt und ausgelacht wurde und dass die ganze Klasse jeden Tag mit ausgestrecktem Arm und „Heil Hitler“ die Lehrer begrüßen musste.

Zu Hause sprach man ungern von Politik oder Ausschreitungen. Man hatte Angst vor Mikrofonen, die vielleicht im Telefon oder in der Wohnung versteckt waren.

Berufsausbildung

1937 fassten meine Eltern den Entschluss, dass ich den Beruf eines Bierbrauers erlernen sollte, der mir in der ganzen Welt von Nutzen sein konnte. Eine Weiterbildung auf der Universität war für mich auf jeden Fall gesetzlich unmöglich.

Meine persönlichen Neigungen waren immer mehr auf die Praxis als auf eine akademische Laufbahn gerichtet. Deshalb bedauerte ich persönlich das Ausscheiden aus dem Wilhelmsgymnasium nicht zu sehr. Allerdings hatte ich kaum eine Vorstellung, was ich eigentlich werden wollte. Meine Interessen lagen hauptsächlich im Sport und Basteln. Zum Beispiel baute ich Kristall-Radios und spielte gern mit meiner Dampfmaschine, mit der man mittels eines Dynamos eine kleine Glühlampe zum Leuchten bringen konnte. Mein innigster Wunsch nach einer elektrischen Modelleisenbahn wurde aber nie erfüllt!

Um die Zeit bis zum Beginn meiner Lehrzeit zu überbrücken, trat ich nach der Schule zunächst als Praktikant in die Reparaturwerkstätte der Firma Radio Sufrin ein. Vom 1. Mai bis 31. Oktober 1937 lernte ich dort viele interessante Dinge über das Innenleben von Radios, wie z.B. die verschiedenen Arten von Röhren, mit denen die damaligen Radios funktionierten.

Kaltenberg

Meine einjährige und herrliche Zeit als Brauerlehrling in der Schlossbrauerei Kaltenberg fing am 1. November 1937 an.

Die Eigentümer der Brauerei, die Münchner Familie Schülein, waren mir durch meine Eltern seit Jahren gut bekannt, aber ab dem Zeitpunkt, da ich als Brauerlehrling in den Betrieb eintrat, war ich ein Mitarbeiter wie jeder andere auch. So wurde ich nie in die Privatwohnung von Kommerzienrat Joseph Schülein im Schloss eingeladen, vielmehr wohnte ich in einem Zimmer mit eigenem Eingang hoch im Schlossturm, mit einem schönen Ausblick über die Umgebung. Ich glaube mich zu erinnern, dass mein Wochenlohn 25 Reichsmark betrug. Darauf war ich riesig stolz.



Kaltenberg 1938: Blick vom Turmzimmer auf die Umgebung
(Foto: Mr. H.P. Sinclair)



zwei Kolleginnen vor dem „Bräustüberl“ in Kaltenberg
(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Die tägliche Arbeitszeit dauerte von 6 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags mit einer Brotzeit um 8 Uhr und einer Mittagspause um 12 Uhr. Meine erste Arbeit war die Bedienung der Etikettiermaschine in der Flaschenwasch- und -abfüllabteilung. Dort musste man aufpassen, dass die schon verschlossenen vollen Flaschen zuerst richtig eingelegt wurden und in der Maschine immer ausreichend Leim und Etiketten vorhanden waren. Gleichzeitig mussten die fertig etikettierten Flaschen aus der Maschine herausgenommen und in die hölzernen Bierkästen gestellt werden, die man dann durch ein Loch in der Wand in das gekühlte Flaschenlager zu schieben hatte. Das klingt ganz leicht und war es eigentlich auch, aber nicht in der ersten Woche! Im Flaschenlager musste ein Mitarbeiter die vollen Bierkästen vom Boden hochheben und bis auf Schulterhöhe aufschichten. Das war schon ein Gewicht!

Nach einigen Wochen wechselte ich an die Fässerreinigungsmaschine. Jedes einzelne Fass musste exakt positioniert und am Ende des Prozesses mit einer elektrischen Lampe inspiziert werden, um sicher zu sein, dass die innere Pechschicht unversehrt und keinerlei Schmutz mehr vorhanden war. Dann nahm man einen Holzpfropfen, den man mit einem schweren Hammer und einem einzigen Hieb in das Spundloch des Fasses schlug. Es war ein wirklich schwerer Hammer in der ersten Woche, aber zum Schluss war diese Arbeit ein Genuss!



das Sudhaus der Schlossbrauerei Kaltenberg im Jahre 1938

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

So ging es von Abteilung zu Abteilung, in das Sudhaus, auf die Darre, in den Gärkeller, in die Transportfässerabfüllung und schließlich in den Keller mit den ganz großen Lagerfässern. Die Reinigung der riesigen Fässer war etwas beklemmend, weil man durch einen engen Einstieg in das Fas hineinkriechen musste, um das Innere mit Bürste und einem Wasserschlauch gründlich zu reinigen.

Nur mit den Pferden, die damals noch die Fuhrwerke zogen, hatte ich leider nichts zu tun. Die schwerste Arbeit war aber zweifellos das Ausräumen der Darre. Dort war es unglaublich eng, heiß und staubig, ein unvergesslicher Eindruck! Man hielt diese Arbeit nur aus, indem man dabei den Saft aus einer Zitrone saugte.

Am Wochenende bin ich im Sommer manchmal von Kaltenberg nach München geradelt und am Sonntagabend mit dem Zug wieder zurückgefahren.

Auf mein Lehrlingsjahr in der Schlossbrauerei Kaltenberg blicke ich mit großer Genugtuung zurück. Meine Frau, unsere Tochter, unser Sohn und ich besuchten Kaltenberg nach Kriegsende erstmals im Jahre 1965. Der damalige Braumeister war der Sohn meines früheren Lehrmeisters und sah genauso aus wie sein Vater! Er empfing meine Familie und mich äußerst herzlich und führte uns durch die ganze Brauerei. Die Gerüche waren noch die selben wie beinahe 30 Jahre zuvor.



Besuch in Kaltenberg im Jahr 2000

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Schlossbrauerei Kaltenberg

Erzeugnisse: Edelbier

Produktionsort: Kaltenberg

Gründungsdatum: 1. Oktober 1870

Produktionsort:

Region: Elbe-Region und Mitteldeutschland

Fläche: 1.000 ha

Produktionsort: Kaltenberg und Umgebung

Fläche: 1.000 ha

Fläche: 1.000 ha

Kaltenberg, den 29. Oktober 1939
Schlossbrauerei Kaltenberg, Carl Schindler, Kaltenberg

Zeugnis!

Der Herr Siegel, war im hiesigen Betrieb vom 2. September 1939 bis heute als Brauereiarbeiter beschäftigt. Während dieser Zeit war Siegel in allen Sparten des Brauwesens tätig. Er war stets willig u. fleißig u. gab sich ~~alle Mühe, die ihm, insbesondere im Hinblick auf die vollkommene~~ ~~Perfektion, anzupassen. Sein ruhiges, bescheidenes~~ ~~Verhalten, machte Siegel bei Vorgesetzten u. Mitarbeitern~~ ~~im gleichen Maße beliebt. Bei Ausreisepapieren aus dem Betrieb~~ ~~erfolgt jedoch, weiterer Ausbildung u. begleiten eines besten~~ ~~Mannes G. Siegel.~~

Schlossbrauerei Kaltenberg

Josef Schüle

Siegel

Zeugnis der Schlossbrauerei Kaltenberg für H.P. Siegel

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Die Probleme meiner Eltern

Während ich mich in der Berufsausbildung befand, versuchten meine Eltern ein Visum für die USA zu bekommen. Das brachte weitere Probleme, weil man nach Erhalt der nötigen Garantien aus Amerika eine „Quota-Nummer“ bekam, die jährlich nur einer geringen festgelegten Anzahl von deutschen Juden die Einreise nach Amerika ermöglichte.

Abgesehen von sehr vielen bürokratischen Hindernissen billigten die Nazis, dass Juden auswanderten, aber unter der strengen Bedingung, dass sie ihr Vermögen auf Sperrkonten in Deutschland hinterließen. Gleichzeitig hatten aber sehr viele Länder massive Einwanderungsbeschränkungen, weil die ganz Welt wirtschaftlich durch schwierige Zeiten ging. Mittellose Flüchtlinge wollte schon damals niemand!

Ganz abgesehen von diesen Problemen bestand noch die sehr dringende Frage für meinen Vater: Was für einen Beruf könnte er als Familienvorstand nach der Emigration ausüben? Er war ein Rechtsanwalt, der seine deutsche Muttersprache und das deutsche Gesetz beherrschte. Der Besitz dieser zwei Aktiva taugten aber wenig im Ausland.

Die „Reichskristallnacht“

Unmittelbar nach meinem Jahr in Kaltenberg begann am 2. November 1938 mein Studium an der Brauereischule Dr. Doemens & Dr. Heller in Schwabing. Mein Vater sprach davon, dass ich danach in der weltbekannten Brauereischule Weißenstephan mein Diplom als Braumeister machen sollte. Die Ereignisse in der „Kristallnacht“ am 9. November 1938 und am darauf folgenden Tag änderten aber alle Pläne.

An diesem Tag verließ mein Vater die Wohnung bereits vor 7 Uhr morgens, um in seine Kanzlei zu gehen. Kurz darauf wurde meine Mutter telefonisch von einer unbekanntes Stimme gewarnt, dass die ganze Familie umgehend München verlassen solle, weil den Münchner Juden schlimme Dinge bevorstünden. Meine Mutter, meine Schwester und ich fuhren in unserem Auto in die Kanzlei meines Vaters. Er wollte von einem Weggehen überhaupt nichts wissen. Es dauerte einige Zeit bis meine Mutter ihn mit Tränen endlich davon überzeugen konnte, die telefonische Warnung ernst zu nehmen.

Es wurde beschlossen, dass ich in die Brauereischule gehen sollte, während meine Eltern und die Schwester mit dem Auto nach Kaltenberg zu ihren Freunden, der Familie Schülein, fahren würden. Mein Vater gab mir noch 50 Mark in die Hand, falls ich Geld brauchen sollte.

Nach dem Vormittagsunterricht in der Brauereischule ging ich wie üblich nach Hause zum Mittagsessen. Unsere Köchin warnte mich, dass die Gestapo schon zweimal da gewesen wäre, um meinen Vater und mich zu verhaften. Sie bat mich so schnell wie möglich das Haus über die Hintertreppe zu verlassen, was ich auch tat. Der Rat war gut, denn kurze Zeit darauf kam die Gestapo wieder an der Vordertüre an. Irgendwo kaufte ich mir etwas zum Essen und ging dann wieder zurück in die Brauereischule.

Um 4 Uhr war Schulschluss. Nachhause zu gehen traute ich mich nicht, aber ich telefonierte. Nein, von meinen Eltern habe sie nichts gehört, sagte die Köchin. Ebenfalls mit einem Nein beantwortete sie meine Frage, ob ich nachhause kommen könne. Ich entschloss mich den Eltern nachzufahren, nahm die Trambahn zum Hauptbahnhof und kaufte ein Billet nach Kaltenberg. Zwei Stunden später war ich in der Schlossbrauerei und erfuhr nicht nur, dass meine Eltern schon wieder weg waren, sondern auch, dass die Gestapo kurz nach ihrer Abfahrt gekommen war und Herrn Fritz Schülein verhaftet hatte. Also war es auch sinnlos hier zu bleiben.

Ich ging zurück zum Bahnhof und wartete längere Zeit auf einen Zug zurück nach München, wo ich spätabends eintraf. Nachhause wollte ich nicht gehen, wo meine Eltern waren wusste ich nicht und verhaftet werden wollte ich auch nicht. Ich entschloss mich meine Großmutter aufzusuchen, ca. 20 Minuten entfernt in der Reitmorstraße, wo ich kurz vor Mitternacht ankam. Die Straße war vollkommen menschenleer. Meine Mutter öffnete die Türe der Wohnung und zerrte mich hinein.

Den ganzen Tag und Abend waren zwei SA-Männer vor dem Haus gestanden. Sie wollten meine beiden Onkel verhaften, die aber schon längst über die Gartenmauer der Parterrewohnung geflohen waren und Obdach bei nichtjüdischen Freunden gefunden hatten. Die SA-Männer zogen nach langem und vergeblichen Warten in einer kalten Nacht wieder ab.

Meine Mutter erklärte, dass mein Vater, der noch einen gültigen Reisepass besaß, mit der Bahn nach Luxemburg gefahren sei. Dort lebte eine seiner Schwestern. Wir blieben noch einen Tag bei meiner Großmutter, dann war die Verhaftungsgefahr und die wahnsinnige Zerstörungsperiode vorüber. Mein Vater kam etwa zwei Wochen später aus dem Ausland zurück, nachdem die Gestapo großen Druck auf meine Mutter ausgeübt hatte.

Meine Emigration

Ein weiterer Besuch der Brauereischule war jetzt natürlich unmöglich. Meine Eltern standen vor einer schwierigen Entscheidung: Meine vier Jahre jüngere Schwester und ich mussten so schnell wie möglich aus Deutschland heraus.

Mit der Hilfe von Bekannten gelang es meinem Vater, 100 Pfund Sterling beim „Jüdischen Flüchtlingskomitee“ in London zu hinterlegen. Diese Organisation konnte mir daraufhin ein befristetes Ausbildungsvisum für Großbritannien verschaffen, unter der Bedingung nach meiner Ausbildung wieder zu emigrieren.

Um die Zeit zwischen Mitte November und der Auswanderung nicht zu verschwenden, brachten mich meine Eltern zwecks Umschulung im ehemaligen Restaurant Albert Schwarz, jetzt umbenannt in „Jüdische Koch- und Konditorei-Kurse Albert Schwarz in Liquidation“ unter, wo ich vom 15. Januar bis 20. März 1939 blieb. Ich besuchte tägliche theoretische und praktische Kurse, um das Kellner- und Metzgerfach zu erlernen. Die Metzgerei fand ich ganz grässlich, während es sich mein ganzes Leben lang lohnte zu wissen wie man einen Tisch deckt.



Kennkarte von H.P. Siegel

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)



Peters Abreise aus München, rechts sein Vater

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Am 21. März 1939 um Mitternacht fuhr mein Zug vom Münchner Hauptbahnhof nach Hoek van Holland, der ersten Station meiner Auswanderung nach England. Beim Abschied hatten mich meine Eltern gesegnet und meine Mutter hatte geweint. Für mich selbst war es aber weniger ein trauriger Abschied als vielmehr der Anfang eines sehr aufregenden Abenteuers. An die Möglichkeit, dass ich meine Eltern, Schwester, Großmutter, Tanten und Onkels niemals wieder zu sehen bekommen könnte, habe ich in diesem Augenblick kaum gedacht. Ich hatte 2 Koffer mit mir, 10 Reichsmark und ein Visum für England in der Tasche - ich war frei!

Meine Schwester, gerade 14 Jahre alt, kam drei Monate nach mir mit einem „Kindertransport“ nach England und wurde dort von einer nichtjüdischen Witwe aufgenommen. Sie besuchte eine gute Schule und studierte später moderne Sprachen an der Universität von London. Aber das ist eine andere Geschichte.

In England

Am 22. März 1939 wurde ich von ehemaligen Münchner Freunden, die schon in England lebten, an der Liverpool Street Station in London abgeholt. Schnell fand ich ein Zimmer in einem *boarding house* in der Bloomsbury-Gegend und verdiente £1 pro Woche als Mitarbeiter des nahegelegenen „Jüdischen Flüchtlingskomitees“ im „Bloomsbury House“.

Ich musste selbst für mich sorgen. Mein Zimmer mit einem kleinen Gaskocher kostete wöchentlich 11 Schillinge (20 Schillinge = £1). Meine Lieblingsmahlzeit bestand lediglich aus einer Dose Ananaswürfel mit Schlagrahm, eigentlich nicht gerade eine ausgeglichene Diät! Ein paar Wochen später nahm ich eine Stelle als Kinofilmvorführerlehrling in Liverpool an. Das war ein großer Fehler, denn ich lernte nichts. Das Kino hatte Holzbänke und war in einem der ärmsten Viertel von Liverpool gelegen. Ich hatte kein Geld, um zurück nach London zu fahren und war mehr als froh, als mir mein Vater ein Zugbillet schickte. Am 18. August 1939 war ich wieder zurück in London beim „Jüdischen Flüchtlingskomitee“.

Zwei Wochen nach meiner Rückkehr aus Liverpool brach der Krieg aus und ich wurde als deutscher Staatsbürger über Nacht ein „feindlicher Ausländer“. Vier Wochen später musste ich vor einem Gerichtshof erscheinen, dessen Aufgabe es war zu entscheiden, ob ich wirklich ein Flüchtling war. Ich hatte keine Schwierigkeiten dies mit Hilfe des bekannten Fotos meines Vaters zu beweisen.

Sommer 1940

Die Stimmung in England änderte sich im Juni 1940 dramatisch mit der Niederlage Frankreichs. Die englische Regierung beschloss, alle „feindlichen Ausländer“ zu internieren. Es dauerte nicht lange bis sich die meisten meiner männlichen Freunde und Bekannten aus Deutschland und Österreich hinter Stacheldraht in verschiedenen Lagern im Land befanden. Eine ganze Anzahl von ihnen wurden später unter ungunstigen Umständen nach Kanada und Australien verschifft.

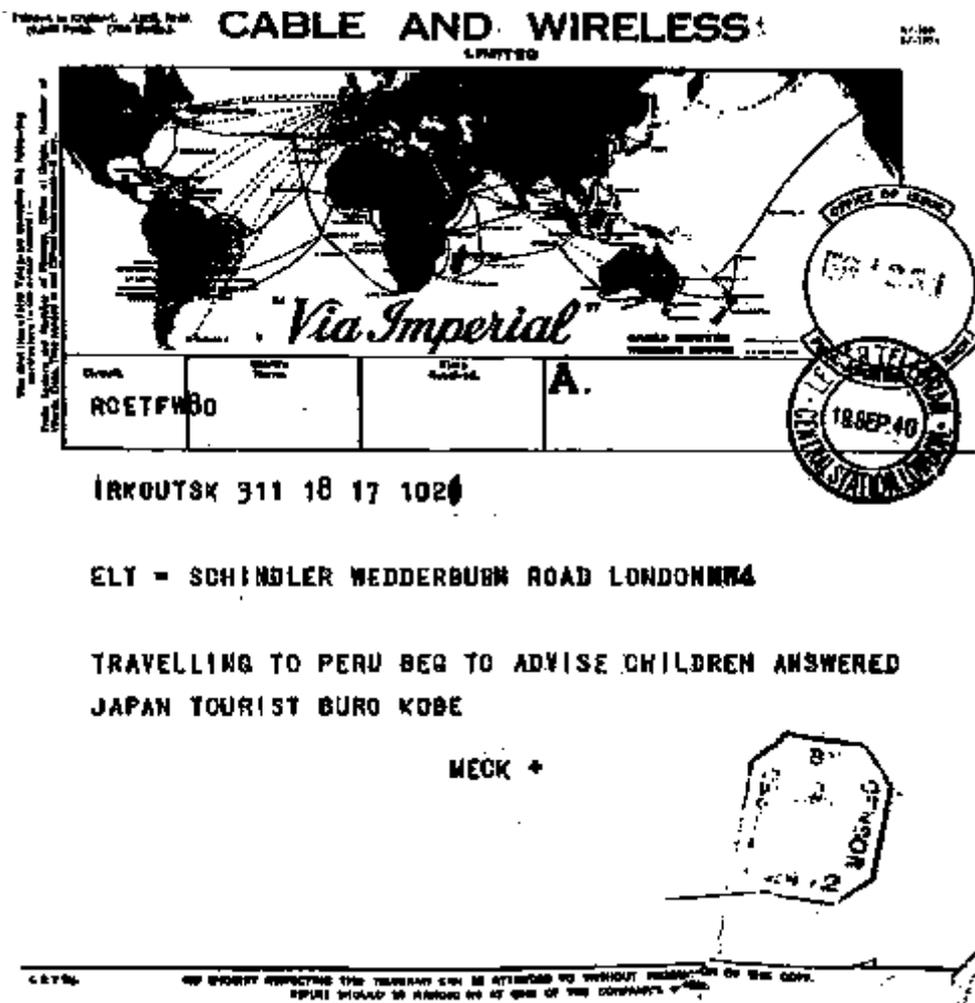
Auch ich erwartete täglich den Besuch der Polizei. Sie kam auch eines Tages in das Büro des „Jüdischen Flüchtlingskomitees“, um mich abzuholen. Beim Abschied begegnete ich zufällig dem Präsidenten des Komitees, der mich persönlich kannte. Er bat die zwei Polizisten in sein Arbeitszimmer und ich wartete draußen. Nach kurzer Zeit erschien er wieder und erklärte, dass ich nicht interniert würde, er habe mit einem Staatsminister gesprochen.

Im Juli 1940 trat eine weitere radikale Wendung in meinem Leben ein: Jüdische Flüchtlinge hatten nun erstmals die Möglichkeit sich freiwillig bei der britischen Armee zu melden. Anfangs konnten wir nur in das *Pioneer Corps* eintreten. Dieser Truppenteil befasste sich hauptsächlich mit Baukonstruktion aller Art. Einer meiner gleichaltrigen Kameraden war übrigens in Kochel (Oberbayern) geboren. Diese Freundschaft besteht auch heute noch, nach über 60 Jahren.

Das Schicksal meiner Eltern und Verwandten

Von meinen Eltern hatte ich seit Kriegsbeginn direkt nichts mehr gehört, da es weder eine Post- noch Telefonverbindung mit Deutschland gab. Indirekt, durch Familienangehörige in den USA, wusste ich, dass sie gesund waren und weiterhin in München, jetzt in der Lindwurmstraße, lebten.

Im September 1940 war ich gerade im *Pioneer Corps* in Ilfracombe (Devon) eingerückt, als ich einen Brief aus London erhielt mit einem Telegramm. Ich wollte meinen Augen kaum trauen: Das Telegramm kam von meinen Eltern aus - Irkutsk in Sibirien! Es war an unsere Freunde in London gerichtet und lautete: *TRAVELLING TO PERU BEG TO ADVISE CHILDREN ANSWERED JAPAN TOURIST BURO KOBE MECK +*.



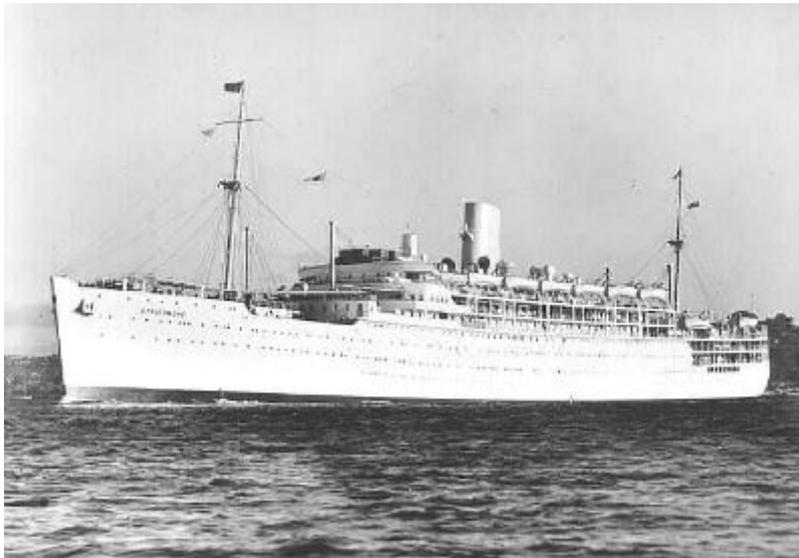
Das Telegramm
(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Es ist mir heute unmöglich meine Gefühle zu beschreiben, als ich das Stück Papier in der Hand hielt. Meine erste Reaktion war, meine Schwester telefonisch zu benachrichtigen. Aber wie und mit welchen Schwierigkeiten es meinen Eltern noch gelang zu diesem Zeitpunkt zu entfliehen, erfuhr ich erst viel später. Meine Mutter führte ein Tagebuch, in dem sie die Reise ausführlich beschrieb: Am 8. September 1940 verließen sie Berlin mit dem Transsibirischen Expresszug, eine Reise, die damals während des kurz bestehenden Nichtangriffspaktes zwischen Deutschland und dem sowjetischen Staat noch legal möglich war. Die lange Bahnreise ging über Moskau, Omsk, Sibirien, Korea nach Busan und von dort mit dem Schiff nach Kobe in Japan. Schließlich folgte die lange Überquerung des Pazifischen Ozeans, über Los Angeles nach Callao in Peru. Von Berlin nach Lima dauerte die Reise zwei Monate, immer in östlicher Richtung um die halbe Welt.

Meine Eltern konnten sich also retten, doch in meiner unmittelbaren Familie habe ich folgende Angehörige in den KZ-Lagern Auschwitz und Theresienstadt verloren: Meine verwitwete Großmutter mütterlicherseits und ihren ältesten ledigen Sohn, der im Ersten Weltkrieg Frontsoldat war und mit dem Eisernem Kreuz ausgezeichnet worden war, sowie eine verheiratete Tante, eine der Schwestern meines Vaters.

Militärdienst in Indien

1943 konnten wir Emigranten endlich auch den Kampftruppen beitreten und aus Hans Peter Siegel wurde Hugh Peter Sinclair im *Royal Tank Regiment*.



Die SS Strathmore

(Foto: Mr. H.P. Sinclair über QFT Photography Ltd)

Im November wurden wir mit Tropenuniformen ausgerüstet und in Schottland eingeschifft. Der Dampfer, die SS Strathmore, war ursprünglich ein nicht sehr großes Passagierschiff, aber jetzt ein mit 5000 Mann überfüllter Truppentransporter. Unser Ziel war ein militärisches Geheimnis und wir dachten an Ägypten und Nordafrika. Nach einer achtwöchigen, sehr unangenehmen Seereise mit vielen seekranken Soldaten erreichten wir jedoch nach einem Zickzackkurs durch den stürmischen Atlantik, das Mittelmeer, den Suezkanal, das Rote Meer und den Indischen Ozean Bombay in Indien.



Truppentransport nach Indien 1943/44

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)



Im Hafen von Aden 1944

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Eine Episode des Transports blieb mir besonders in Erinnerung: Wir waren schon mehr seit Wochen unterwegs, als unser Schiff im Januar 1944 im Hafen von Aden festmachte. Wir fasseten dort Proviant für ca. 4.000 Soldaten sowie Kohlen und Wasser. Sofort kamen die arabischen Händler in hellen Scharen in ihren mit Souvenirs aus dem *Souk* beladenen Booten herangerudert. Viel Geschäft gab es da aber nicht zu machen, weil unser Sold knapp bemessen war.

Die weitere Panzerausbildung erfolgte im Stützpunkt Poona in Indien. Dort musste ich leider einige Wochen mit einer Leberentzündung im Krankenhaus verbringen und wurde daraufhin in eine niedrigere Tauglichkeitskategorie eingestuft. Meine Kameraden waren in der Zwischenzeit nach Burma verlegt worden und kämpften gegen die Japaner. Ich wurde in das Generalhauptquartier in New Delhi versetzt, wo ich bis Juli 1946 in der Generaladjutantur tätig war.

Schließlich war der Krieg zu Ende und im August 1946 machte ich die Rückfahrt nach England, wieder durch den Suezkanal, aber in wesentlich größerem Komfort als drei Jahre zuvor. Mein sechsjähriger Dienst in der Armee lief seinem Ende entgegen.



H.P. Sinclair als britischer Soldat in Indien

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Ich war 25 Jahre alt und hatte weder eine Ausbildung noch einen Beruf. Aber eines hatte ich in der Dienststelle in New Delhi gelernt: Wie eine Organisation funktioniert - und das habe ich mir gut gemerkt.

Ein unerwartetes Wiedersehen

Eine Episode aus meiner Dienstzeit in Indien möchte ich hier noch nachtragen: Mit der bereits genannten Münchner Kaufmannsfamilie Uhlfelders waren wir auch in privatem Kontakt geblieben. So kam es, dass ich zarte Bande zu ihrer Tochter Anni spann, mit der ich ab und zu ins Kino gehen durfte - nur zum Händchenhalten, versteht sich!

Ich wusste, dass die ganze Familie nach der „Kristallnacht“ nach Indien ausgewandert war, allerdings ohne weitere Einzelheiten. Als ich im Januar 1944 in Poona Quartier bezog, überlegte ich mir, ob ich vielleicht versuchen sollte die Uhlfelders (natürlich vor allem Anni) in Indien zu finden. Also schrieb ich an die Fremdenabteilung der Polizei in Bombay. Dem Brief legte ich eine Nachricht zur Weiterleitung an die Uhlfelders bei.

Zu meinem größten Erstaunen erhielt ich bald eine begeisterte Antwort von der Familie, die tatsächlich in Bombay wohnte! Anni hatte in der Zwischenzeit Herrn L. geheiratet und mit ihm ein Baby. Herr und Frau Uhlfelder sowie ihr Sohn bewohnten ein schönes Apartment in einer guten Gegend Bombays, der sogenannten *Churchgate Reclamation*.

So lange ich in Poona stationiert war, besuchte ich die Uhlfelders zwei- oder dreimal.

Wieder in Europa

Während wir jüdische Flüchtlinge im britischen Militär dienten, blieben wir staatenlos. Das „Dritte Reich“ hatte uns 1942 unsere Staatsbürgerschaft gesetzlich entzogen. Nach meiner Rückkehr aus Indien war ich deshalb verpflichtet, mich als „staatenloser Ausländer“ wieder bei der Londoner Polizei zu melden. Auf meine britische Staatsbürgerschaft musste ich noch einige Monate lang warten. In Amerika war das wesentlich anders: Jeder Soldat in der US-Armee wurde automatisch ein Amerikaner.

Meine erste Stellung im Zivilleben war als Mitarbeiter in einer Bäckereimaschinenfabrik. Unter anderem war es meine Aufgabe, diese Maschinen vorzuführen. Zu diesem Zweck musste ich im September 1947 nach Genf fliegen.

Nach vollendeter Vorführung gönnte ich mir sieben Tage Ferien in einem am Ufer des Vierwaldstätter Sees gelegenen Hotel. Fatalerweise wusste ich nicht, dass die Hotelabwässer damals noch ohne Klärung direkt in den See geleitet wurden und zwar direkt neben dem Floß, von dem aus ich täglich schwamm. Zu dieser Zeit grassierte die spinale Kinderlähmung. Zwei Wochen nach meiner Rückkehr nach London wurde ich in ein Krankenhaus gebracht. Mein ganzer Körper brannte wie Feuer und ich konnte mich nicht bewegen.

Nach ein paar Tagen war es meiner Freundin Susan möglich mich täglich zu besuchen. Wir waren damals (inoffiziell) verlobt. Jetzt war ich im Krankenhaus, beinahe vollkommen gelähmt, mittellos und ziemlich verzweifelt. Es war unbestreitbar meine Freundin Susan, die mir den Willen und die Energie zurückgab wieder auf die Beine zu kommen, um sie heiraten zu können.

Ich erhielt unablässig Therapien und konnte schließlich das Krankenhaus nach 7 Monaten mit Hilfe von Tragschienen an beiden Beinen verlassen. Das Laufen war sehr langsam und mühsam.

Die in Nürnberg geborene Susan und ich feierten unsere Hochzeit im März 1949, nachdem ich zu diesem Zeitpunkt wieder arbeitsfähig war. Ich hatte eine Stellung als Mitarbeiter bei einem Fabrikanten von Brillengestellen und Susan arbeitete als Sekretärin bei einer großen weltbekannten Firma. Unser gemeinsames Einkommen war gerade ausreichend, um die Miete der Wohnung, Nahrungsmittel und Transportkosten zu und von unseren Arbeitsplätzen zu bestreiten.

Das Leben meiner Eltern in Peru

Nach ihrem beinahe mittellosen Eintreffen in Peru hatten meine Eltern zu Anfang große finanzielle und gesundheitliche Schwierigkeiten.

Meine Mutter, damals 47 Jahre alt, lehrte Deutsch in einem Kloster, St. Ursula, während mein 58 Jahre alter Vater kurze Zeit als Verkäufer in einem Buchladen in Lima tätig war. Wie er später erklärte, war seine Stärke aber das Lesen und nicht das Verkaufen von Büchern. In Lima arbeitete er auch kurz in einer Rechtsanwaltskanzlei. Die dortigen Methoden waren ihm vollkommen fremd, weil das Rechtssystem in Peru in einer ganz anderen Weise praktiziert wurde als dasjenige, welches er in Deutschland studiert und drei Jahrzehnte hindurch als Rechtsanwalt angewandt hatte. Kenntnisse des deutschen Rechts waren in Peru damals weder geschätzt noch angebracht. Seine anschließende Tätigkeit als Lima-Korrespondent der *Jewish Agency* gab ihm die Möglichkeit, seine Fähigkeiten als Reporter zu entwickeln, was ihm in großem Umfang gelang und viel Genugtuung bereitetete. Meine Mutter war künstlerisch sehr begabt und hatte Malen, Zeichnen, Holzschnitten und Buchbinden auf der Kunstgewerbeschule in München studiert, der besten dortigen Kunsthochschule. Sie führte diese Aktivitäten auch in Peru weiter.

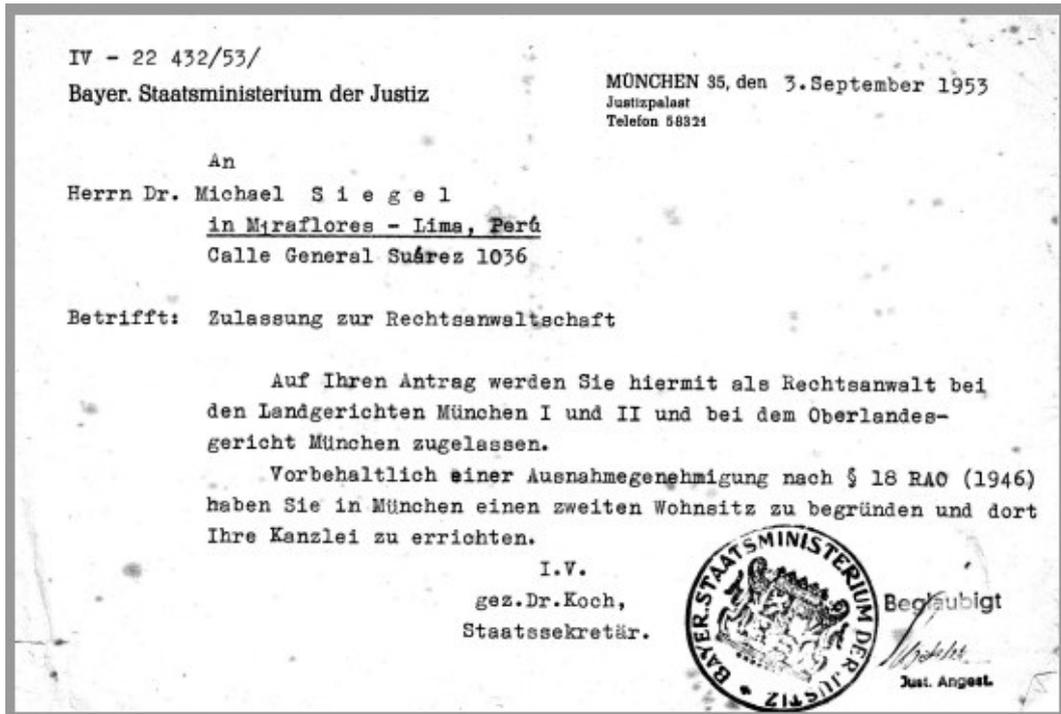


Holzchnitt von Tilde Siegel

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Seit ihrer Ankunft waren meine Eltern Mitglieder der relativ kleinen deutsch-jüdischen Gemeinde in Lima. Nachdem der damalige Rabbiner einige Zeit später in den Ruhestand trat, musste ein Nachfolger ernannt werden. Mein Vater wuchs in einem orthodoxen deutsch-jüdischen Elternhaus auf und war sein ganzes Leben lang an der hebräischen Sprache sehr interessiert, ebenso an jüdischer Religion und Geschichte. Weiterhin war er immer ein entschiedener Unterstützer Israels. Gleichzeitig war er aber auch der Ansicht, dass die strengen Bräuche und orthodoxen Gewohnheiten seiner Jugend sich nicht für ihn als einen im 20. Jahrhundert in Deutschland lebenden und arbeitenden Juden eigneten. Am Ende des 19. Jahrhunderts wandte er sich deshalb dem liberalen Judentum zu, blieb jedoch zugleich ein ausgesprochen bewusster, praktizierender Jude. Und so kam es, dass ihm das Amt des Rabbiners in der deutsch-jüdischen Gemeinde in Lima angeboten wurde. Mein Vater nahm diese Ehre an, weil er der Meinung war, dass ein intellektueller und belesener liberale Jude einen ebenso guten Rabbiner abgeben könne wie ein jüngerer Mann, der einige Jahre in einem Seminar studiert hat und vor kurzer Zeit ordiniert wurde. Mein Vater fand große Befriedigung darin, die junge Generation, die ihn hochschätzte, mit allen Sparten des Judentums vertraut zu machen. Er hielt die üblichen Gottesdienste am Freitagabend und Sabbatmorgen, unterrichtete die Bar-Mitzwah-Jungen und segnete Ehepaare. Begräbnisse zu halten war auch ein Teil seiner Arbeit. In den späten 1950er Jahren wurde schließlich ein ausgebildeter Rabbiner ernannt, als mein Vater wieder sehr mit Wiedergutmachungsangelegenheiten von Mitflüchtlingen in Deutschland beschäftigt war. Sein Porträt hängt heute an der Wand im jüdischen Gemeindezentrum von Lima.

Die erneute juristische Aktivität meines Vaters kam 1953 richtig in Schwung, nachdem er wieder bei den bayerischen Gerichten als Rechtsanwalt zugelassen worden war, obgleich sein Wohnsitz Peru und nicht Deutschland war.



Die Wiederzulassung Dr. Michael Siegels als Anwalt in München, 1953

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Im Alter von 71 Jahren war er sehr glücklich, dass er seinen gewählten Beruf wiederum ausüben und seine Sachkenntnisse verwenden konnte. Seine Mandanten in Wiedergutmachungsverfahren vor deutschen Gerichten und Behörden waren hauptsächlich deutsch-jüdische Emigranten in Peru und anderen Ländern Südamerikas sowie einige in den USA. Trotz seines fortgeschrittenen Alters war er beruflich sehr erfolgreich. Außerdem wurde mein Vater auch öfters vom deutschen Botschafter in Lima zum deutschen und peruanischen Recht konsultiert. Anlässlich des 89. Geburtstages meines Vaters im Jahre 1971 wurde ihm das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland verliehen, „in Anerkennung der um Staat und Volk erworbenen besonderen Verdienste“. Er war auf diese Auszeichnung ausgesprochen stolz und nahm die große Ehre im Namen der gesamten jüdischen Gemeinde Limas an. Sein großer Schmerz war dabei, dass es ihm nicht vergönnt war diesen Ehrentag mit seiner Gattin, mit der er mehr als 50 Jahren verheiratet gewesen war, teilen zu können, da meine Mutter ein Jahr vorher gestorben war.

Meine Frau und ich waren nur drei- oder viermal in Lima, weil meine Eltern alljährlich nach Europa reisten, um hier ihre in London wohnenden Kinder und deren Familien zu besuchen. Anfangs war das eine lange und beschwerliche Dampfschiffreise durch den Panamakanal, seit den späten sechziger Jahren kamen sie mit Flugzeug. Nach dem Ableben meiner Mutter flog mein Vater allein nach Europa.

Leider konnten meine Eltern ihre Enkelkinder im wörtlichen wie übertragenen Wortsinne nie völlig verstehen, weil schon allein ein großes Sprachproblem existierte. Zweitens waren sie nie lange genug hier, um sich überhaupt in das Leben der Kinder hineinzudenken.

Ich kann sogar ehrlich sagen, dass die Trennung von meinen Eltern und mir selbst seit 1939 bis zum ersten Wiedersehen mit meiner Mutter im Krankenhaus 1948 eine große und beinahe unüberbrückbare Lücke zwischen uns entstehen ließ. Ich hatte das Elternhaus als ein unreifer Bursche verlassen, war aber in der Zwischenzeit ein Mann mit allen möglichen (und unmöglichen?) Erfahrungen geworden. Für meine Eltern blieb ich immer „das Kind“.

Man muss versuchen sich vorzustellen, wenn man mit den eigenen Eltern beinahe zehn Jahre lang nur Schriftwechsel betreiben kann und obendrein in vollkommen unterschiedlichen Milieus lebt. Meine Eltern blieben in Peru jüdische Emigranten aus Deutschland, während wir Kinder England als unsere neue Heimat betrachteten. Zum Beispiel versuchten sämtliche Emigranten in England nur noch Englisch zu sprechen, auch zuhause, weil man nach Kriegsbeginn keinesfalls auf der Straße, im Bus oder im Zug Deutsch zu sprechen gewagt hätte. Auf der anderen Seite des Atlantiks war das völlig anders: So sprach man weiter Deutsch in Nordamerika oder Argentinien oder Peru und die meisten gesellschaftlichen Kontakte hatte man mit anderen jüdischen Emigranten, im Gegensatz zu England, wo dies nicht unbedingt und überwiegend üblich war.

Dennoch empfanden meine Schwester und ich es als ein großes Glück, dass unsere Eltern noch rechtzeitig aus Deutschland herauskamen und wir uns wieder gesehen haben, was den meisten Flüchtlingskindern nicht vergönnt war.

Mein weiteres Berufsleben

Im April 1951 bewarb ich mich auf eine neue und besser bezahlte Stellung als Mitarbeiter im Londoner Büro eines großen Privatunternehmens, das in Südamerika Nichteisenmetall-Gruben und -Schmelzen betrieb, und wurde eingestellt. Diese Unternehmensgruppe umfasste auch ein Netz von Handelsfirmen, unter anderem in London, die hauptsächlich mit Erzen, Mineralien und Chemikalien in der ganzen Welt handelten. Ich war über den Konzern ziemlich gut im Bilde, weil man dort meinen Eltern behilflich gewesen war, um ihnen eine der sehr knappen Schiffspassagen von Peru nach England zu verschaffen. Die damaligen Dampfer für den Frachtverkehr von Peru nach Europa hatten jeweils 12 Passagierkabinen. Die Firma hatte natürlich gute Beziehungen zu der Reederei und auf diese Weise konnten mich meine Eltern beinahe jährlich besuchen.

Dieses Spezialgebiet sagte mir sehr zu. Ich erwarb interessante Fachkenntnisse, die mir auch heute noch zugute kommen. Nach sieben Jahren wurde ich Vizedirektor der Londoner Dependence und drei Jahre später Generaldirektor und Vorsitzender des Aufsichtsrates in London.

Meine zahlreichen Geschäftsreisen führten mich weit über Europa hinaus, bis nach China, in die Sowjetunion, nach Nord- und natürlich Südamerika. In den letzten acht Jahren waren diese Reisen besonders angenehm, weil ich meist von meiner Frau begleitet wurde.

Die Nachwirkungen meiner spinalen Kinderlähmung von 1947/48 haben sich in meiner Arbeit kaum bemerkbar gemacht. Aber in 1976 trat eine drei Monate lange, unvorhergesehene Unterbrechung in meinem hektischen Leben ein, weil ich einen Herzinfarkt erlitt.

Eine organisatorisch interessante ‚Nebenbeschäftigung‘ entwickelte sich aus meiner Idee internationale Fachkonferenzen zu veranstalten. In meinem Arbeitsgebiet beschäftigte ich mich unter anderem mit einem Spezialprodukt namens Wolfram. Das entsprechende Erz wird in China, der damaligen Sowjetunion, Australien, dem Fernen Osten, Südamerika und Europa gefördert. Ich war als Firmenvertreter Mitglied einer Fachgruppe der Wolframproduzenten und schlug vor, gemeinsam mit der Fachgruppe der Verbraucher internationale Konferenzen durchzuführen. Mein Vorschlag wurde von beiden Fachgruppen mit großem Interesse aufgenommen und ich wurde zum Vorsitzenden des Veranstaltungsausschusses ernannt.

Das erste dieser Treffen fand in Stockholm im Jahre 1979 statt und wurde von beinahe 300 Delegierten von 150 Firmen aus 32 Ländern besucht. Es war ein großer Erfolg. Weitere Kon-

ferenzen dieser beiden Fachgruppen fanden daraufhin alle zwei Jahre statt. Meine nächsten zwei Konferenzen, die ich organisierte, fanden in San Francisco (1982) und Madrid (1985) statt. Es ist für mich eine Genugtuung zu wissen, dass mehr als 20 Jahre nach meinem ersten „Internationalen Wolfram Symposium“ diese Treffen noch heute alle zwei Jahre stattfinden.

Nach 33 sehr erfüllenden und erfolgreichen Jahren in diesem Konzern ging ich im Dezember 1985 in den (nur sogenannten!) Ruhestand. Leider wurde die Organisation im Jahr 1989 aufgelöst, weil die Gruben und Schmelzen in Südamerika zum größten Teil an Konkurrenzgruppen verkauft wurden.

Der (Un-)Ruhestand

Seit Anfang meines Ruhestandes habe ich mehr als je zuvor zu tun: Ich bin Mitglied und war 5 Jahre lang Vorsitzender der Geschäftsleitung der lokalen Zweigstelle einer nationalen wohltätigen Beratungsorganisation, dem *Citizens Advice Bureaux*.



Treffen der Harrow U3A

(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

Ich habe gelernt einen Computer zu benutzen. Das habe ich hauptsächlich meinem Sohn Jonathan zu verdanken, der ein Computerfachmann ist. Ich habe mich unter anderem auch sehr intensiv für Familienforschung interessiert und bis jetzt ca. 800 Familienangehörige auf meinem Computer gesammelt. Und es geht immer weiter, der Kreis wird immer größer.

Weiterhin bin ich seit 1991 im englischen Gegenstück zum deutschen „Seniorenstudium“ tätig. Ich gründete und wurde Vorsitzender einer lokalen Seniorengruppe, der *Harrow University of the Third Age* (Harrow U3A). Aktuell haben wir mehr als 1350 Mitglieder sowie unsere eigene Website im Internet und betreiben über 90 verschiedene Klassen. Im ganzen Land hat die *University of the Third Age* heute ca. 120.000 Mitglieder in 420 lokalen Gruppen. Nach fünf Jahren als Vorsitzender wurde ich zum Präsidenten von Harrow U3A ernannt. Abgesehen von fortlaufenden Arbeiten für Harrow U3A bin ich jetzt auch für die Nationale U3A tätig, besonders als Webmaster unserer Harrow U3A Website.

The Sinclairs

Susan und ich haben zwei wunderbare Kinder, Monica unsere Tochter, geboren im Februar 1952, und Jonathan, unseren Sohn, geboren im März 1956. Monica und ihr Mann Brian haben zwei Töchter und leben in den USA. Jonathan heiratete Alison. Sie wohnen mit ihren zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nicht sehr weit von mir entfernt.

Susan und ich waren uns sehr bewusst, dass wir in unserem Leben viel mehr Glück hatten als viele andere. Meine geliebte Frau Susan starb nach einer schweren Herzoperation im September 2006.



Peter und Susan Sinclair
(Foto: Mr. H.P. Sinclair)

London, im Januar 2010

H. Peter Sinclair

Der Autor ist am 27.04.2010 in London verstorben.

Index*

Home*